

Der Besuch

Eine Parabel

von Elisabeth Strasser

Sie stand vor dem Bahnhof. Neben sich der Koffer, mit einer Hanfschnur verstärkend zusammengebunden. Bequeme Schuhe, Turnschuhe eigentlich, die sie vor der Abreise gekauft hatte. In den neuen Jeans fühlte sie sich nicht wohl, kam sich verkleidet vor. Doch sie hatte gehört, alle Leute ihres Alters hier, wenn sie nicht auffallen wollten, trugen Jeans. Sie wollte nicht auffallen, wollte möglichst unsichtbar bleiben. Zunächst zumindest. Vorerst, zur Vorbereitung.

Bereits zu Hause hatte sie sich vorbereitet. Hatte recherchiert, wie Marko es genannt hatte, der schon einmal hier gewesen war. Er hatte ihr auch das mit den Jeans erklärt und einiges andere. Sie schaute sich um und entdeckte junge Frauen in geblühten Röcken, sogar verschleierte Frauen sah sie. So ganz war auf Marko also nicht Verlass. Trotzdem, die meisten Frauen trugen Hosen. Sie nickte, um sich selbst aufzumuntern. Sie hatte sich die Adresse des Hotels notiert, das in der Nähe des Bahnhofs lag, und dort ein Zimmer bestellt. Sie brauchte den Zettel nicht hervorzusuchen, sie sah es bereits auf der anderen Straßenseite. Sie musste den Koffer loswerden, irgendwo unterbringen. Sie hatte bemerkt, dass manche Blicke abschätzend darauf gefallen waren, erst auf das Hanfseil und den Koffer, dann auf sie. Damit fiel sie auf. Ihre Großmutter hatte auf das Seil bestanden, weil der Verschluss manchmal nicht funktionierte. „Dann kannst du all dein Zeugs von der Straße aufklauben“, hatte die Großmutter gesagt, und die Warnung hatte ihr eingeleuchtet. Aber was nützte die Verkleidung mit Jeans und Turnschuhen, wenn der Koffer auffiel.

Sie überquerte die Straße, nahm den Schlüssel entgegen und richtete sich in ihrem Zimmer ein. Klein, im ersten Stock. Vom Fenster aus konnte man in einen Innenhof mit Mülltonnen blicken. Ein Koch trat gerade aus einer Tür und leerte den Inhalt eines Kübels in die Tonne. Sie öffnete das Fenster nicht, trotz der stickigen Luft im Raum. Sie knüpfte den Knoten des Strickes auf. Einer der speziellen Knoten der Großmutter, die sie von ihr gelernt hatte. Fest haltbar, leicht zu öffnen. Sie würde die Hose gegen einen bequemen Rock tauschen. Sie dann gleich in der Nähe des Hauses, das sie erst suchen musste, umsehen. Es war elf Uhr vormittags. Sie war

die ganze Nacht gefahren und den vorigen halben Tag. Über vierundzwanzig Stunden war sie unterwegs gewesen. Im Zug hatte sie gegen vier Uhr früh ein wenig gedöst. Doch müde fühlte sie sich nicht. Hinter einer schmalen Tür verbarg sich ein WC mit winziger Duschkabine und Waschbecken. Die Leute hier wuschen sich unglaublich oft, hatte Marko ihr erzählt. Sie verschwendeten ungemein viel Wasser. Zu Hause litten sie zwar keine Wassernot, doch wenn sie so verschwenderisch mit Wasser umgingen, wäre es allzu bald knapp.

Sie benutzte die Toilette und drückte probenhalber auf die Fläche mit den Wellenlinien. Sie erschrak, wie viel Wasser das Bisschen Urin wegschwemmte. „Unglaublich“, murmelte sie.

Weil sie nun schon einmal in diesem winzigen Waschraum war und sich ohnehin umziehen wollte, benutzte sie auch die Dusche. Es dauerte, bis sie eine angenehme Wassertemperatur zustande brachte. Später merkte sie, dass man dabei besser die Glaswand zuschob. Erst als sie aus der Kabine in die kleine Überschwemmung am Fußboden trat, fiel ihr das ein. Doch es gab so viele Handtücher, dass sie mit einem davon leicht aufwischen konnte. So weiße, dicke Handtücher. Sie dachte an die Leinentücher, die ihre Großmutter in der Sonne auslegte, um sie zu bleichen.

An der Rezeption hatte sie sich einen Stadtplan besorgt. Sie suchte darauf die Straße, die sie notiert hatte. Marko hatte ihr sogar ein Bild gezeigt. Von der Straße und dem Haus. Auf seinem Computer. Ohne Marko und seinen Computer wäre sie wahrscheinlich gar nicht hergekommen. Obwohl sie es sich bereits seit Jahren in ihren kühnsten Träumen ausgemalt hatte. Seit sie *die ganze Wahrheit* erfahren hatte. Einiges hatte sie immer gemerkt. Dass etwas nicht stimmte, etwas bei ihr nicht so war wie bei den anderen. Einen Teil der ganzen Wahrheit hatte ihr dann doch ihre Großmutter gesagt. Das meiste aber hatte sie von anderen erfahren.

Es machte einen großen Unterschied, den Stadtplan am Computer vor sich zu haben und die betreffende Straße und das Haus heranzuzoomen. Auf dem Plan, der nun auf dem Bett ausgebreitet lag, musste sie lange suchen. Es war ein langer Weg von hier nach dort. Doch einen viel längeren war sie bereits gereist. Sie war so gut wie am Ziel.

Der Mann verließ sein Haus durch den Garten. Er eilte auf die Garage zu. Er fuhr mit seinem Auto ab. Er fuhr durch die Stadt. Er ging in sein Büro. Er grüßte alle freundlich. Er tippte in seinen Computer. Er telefonierte. Er aß zu Mittag. Er verließ

gegen fünf Uhr das Büro. Eilte in die Tiefgarage. Fuhr zurück zu seinem Haus. Parkte in seiner Garage. Lief durch den Garten. Seine kleine Tochter spielte dort. Sie rannte ihm entgegen. Er hob sie hoch. Sie kreischte und lachte. Er trug sie durch die Tür. Sein Sohn hörte Musik. Seine Frau hatte gut gekocht. Es gab Wein zum Essen. Die Kleine wurde ins Bett gebracht. Der Große zog sich in sein Zimmer zurück. Die Frau war sehr schön. Der Mann war sehr stolz. Beide waren sehr glücklich mit sich und ihren Kindern in ihrem Haus und in ihrem Leben.

Sie war so gut wie am Ziel, aber noch unentschlossen. Zu Hause hatte sie einen Plan gefasst. Jetzt stand sie vor dem Ziel und wusste, dass Pläne besser flexibler zu gestalten waren. Sie beobachtete das Haus, das rechtmäßig ihres sein könnte. Sie schaute durch die erleuchteten Fenster, man hatte keine Vorhänge zugezogen, als wäre man stolz darauf, beobachtet zu werden, und hätte nichts zu verbergen. Dieser schamlose Stolz entrüstete sie. Ihre Hand stritt mit ihrem Kopf, ob sie den Klingelknopf drücken sollte. Der Kopf siegte und hielt die Hand zurück. Später. Morgen vielleicht. Sie sollte zunächst eine Nacht schlafen. Nun fühlte sie doch Müdigkeit. Sie war den ganzen Nachmittag unterwegs gewesen, um die Straße und das Haus zu finden.

Sie schlief in ihrem Hotelzimmer bis in den Nachmittag des nächsten Tages hinein.

Der Mann wiederholte seinen Tag.

Als es dunkel war, stand sie wieder vor dem Haus. Beobachtete durch die erleuchteten Fenster. Sah Stolz und Selbstgefälligkeit herausleuchten. Sie schloss davon geblendet die Augen. Was sollte sie sagen? – „Ich bin da. Und ich habe das Recht, hier zu sein.“

Sie hat keine Beweise, aber man würde die Beweise finden. Marko hatte ihr davon erzählt, dass es leicht möglich war, an Beweise zu kommen. Der Mann würde sich gewiss weigern, hatte Marko gesagt, doch sie sollte darauf bestehen und ihn zwingen. Sie war im Recht. Ihr war vorenthalten worden, was ihr zustand. Es war ihr bereits dreißig Jahre vorenthalten worden, und damit war es längst an der Zeit, dass sie ihr Recht verlangte.

Ihre Großmutter hatte sie gefragt, ob sie nicht allein ihr Recht wollte, sondern auch Rache üben. Sie hatte unentschlossen geblickt und dann genickt. Die Großmutter hatte den Kopf geschüttelt, aber sie bewundernd angesehen, weil sie wusste, dass sie im Recht war. Die Großmutter hatte den Mut bewundert, der in ihr gewachsen war, in der Großmutter selbst aber nicht. Diese hatte nur still gelitten in den Jahren und ihren Hass und ihre Wut verdorren lassen. Nur die Trauer war geblieben, die sie eingefriedet hatte, von einem Zaun umgeben blieb sie dort, wurde gehegt, aber am Wachsen und am Ausbruch gehindert. Sie hatte diese Trauer nie gekannt. Nicht die Trauer der Großmutter. Eine andere, eine viel schwerer zu erklärende, war in ihr gewesen. Als man ihr die *ganze Wahrheit* sagte, hatte sie erkannt, dass es in Wirklichkeit nicht Trauer war, sondern Wut. Damals hatte sie den ersten Plan gefasst, als Fünfzehnjährige. Ein unwissendes Kind war sie damals noch gewesen, allein auf die Wut konzentriert und stolz auf sie. Ja, der Stolz war auch in ihr. Er kam nicht von ihrer Großmutter, er war ein anderes Erbe.

Der zweite Plan war gefasst, als Marko zurückkehrte und von seiner Reise erzählte. Man konnte reisen. Man konnte sich bewegen. Man musste nicht, wie die Großmutter, still am Ort verharren, in dem Bewusstsein, sich nicht wehren zu können, sein Recht niemals einfordern zu können und niemals Rache zu üben. Die Großmutter hegte ihre Trauer; sie selbst hegte ihre Wut. Und auch sie wusste, wie die Großmutter, dass die Wut wie die Trauer nicht mit einem Schlag ausbrechen durfte, sondern gezähmt werden musste, geduldig kultiviert, in kluge Bahnen gelenkt.

Der dritte Plan wurde umgesetzt, nachdem Marko sich seinen Computer angeschafft hatte, mit dessen Hilfe sie Genaueres erfahren konnte. Namen, Adressen, Umstände. Eine Fahrkarte organisieren und ein Hotelzimmer buchen. Es hatte Geduld gebraucht. Sie hatte kein unwissendes Kind mehr sein dürfen. Jetzt war sie am Ziel. Stand davor. Und war unentschlossen.

Am nächsten Tag blieb sie im Hotelzimmer und versuchte, sich einen konkreteren Plan zu überlegen. Sie stand am Fenster und beobachtete, wie der Koch von Zeit zu Zeit in den Hof trat und eine Zigarette rauchte oder einen Kübel in die Mülltonne entleerte. Er kam oft heraus. Lehnte sich lässig an die Wand neben der Tür, rauchte und blickte dabei zum Himmel. Als er wieder einmal zurück ins Haus trat, öffnete

sie das Fenster. Es stank. Von den Mülltonnen her, doch eigentlich stank es hier überhaupt. Besonders in der Nähe des Hotels beim Bahnhof. Draußen, wo das Haus lag, war die Luft entschieden besser. Trotzdem nicht wie zu Hause. Zu Hause war es wunderschön, ertappte sie sich zu denken. Aber ihr rechtmäßiges Zuhause war hier, berichtigte sie sich. Hier, wo man Wasser verschwenden konnte, wo es alles im Überfluss gab, wo Nachlässigkeit und Gedankenlosigkeit das Maß waren. Wo man nicht zu sparen brauchte. Sie hatte gespart, um ihren Plan umsetzen zu können. Viele Jahre. Um sich die Reise leisten zu können und dieses Zimmer für ein paar Tage.

Sie stand noch immer am Fenster, als es bereits dunkel war. Sie sah das Feuerzeug des Kochs aufleuchten und das Glimmen der Zigarette. Sie stellte sich vor, wie er da lehnte und zum Himmel blickte. Sie schaute selbst hinauf und sah vereinzelt ein paar Sterne glitzern.

Zu Hause war der Himmel von unzählbaren Sternen übersät. Es gebe so viele Sterne wie Sandkörner auf der Erde, hatte Adam ihr gesagt. Später hatte Marko ihr gesagt, dass die Sterne, die man am Himmel sah, manchmal gar nicht mehr existierten. Das Licht brauche oft Tausende Jahre bis es auf der Erde angelange. Sie hatte ihm nicht geglaubt, aber später hatte sie davon gelesen. Was Marko sagte, hatte sie oft nicht geglaubt, weil er sie oft zum Spaß zum Narren hielt. Was Adam sagte, hatte sie dagegen nie angezweifelt, weil er nie etwas zum Spaß sagte. Trotzdem hatte sie, nachdem hauptsächlich er es gewesen war, der ihr die ganze Wahrheit erzählt hatte, sicherheitshalber die Großmutter gefragt, ob sie Adam glauben sollte. Vielleicht war die Großmutter allein deswegen einer Antwort nicht ausgewichen, weil sie nicht wollte, dass Adam als Lügner galt.

Nachdem sie sich vor der Abreise von der Großmutter und von Marko verabschiedet hatte, war sie noch zu Adam gegangen. Er hatte ihr ein paar Sätze mit auf den Weg gegeben, die sie sofort in sich verschlossen hatte und nicht mehr angesehen. Denn würde sie sie ansehen, wäre alles, was sie machte, ihr ganzer Plan, absurd. Das Wichtigste aber war, dass Adam sie nicht abgehalten hatte. Dazu war er zu klug. Schließlich hatte er zugegeben, dass es ihr Recht war. Diesen Satz hatte sie nicht verschlossen, sondern offen bei sich getragen und er lag nun wieder vor ihr.

„Meine Mutter ist tot und meinen Vater weiß ich nicht.“ Mit diesem Satz hatte sie als Kind oft geantwortet. Von den Kindern war sie nicht das einzige gewesen, das seinen Vater nicht nennen konnte. Trotzdem war es bei ihr anders gewesen, das hatte sie gefühlt. Dass die Mutter tot war, war eine Gegebenheit. Die Großmutter war da, statt wie bei anderen Kindern eine Mutter. Doch mit dem Vater stimmte etwas nicht. Wenn sie seine Unbekanntheit erwähnte, gab es kein verschmitztes Kichern, wie bei den anderen Kindern, die dergleichen erwähnten. Es gab kein spaßeshalber Vermuten, wer es sein könnte. Es gab nur ein Schweigen.

Marko hatte die Wahrheit ebenfalls nicht gekannt. Er war ein unwissenden Kind wie sie selbst gewesen damals. Als sie es ihm erzählte, nachdem sie die *ganze Wahrheit* erfahren hatte, hatte er gesagt: „Ich wüsste, was ich jetzt tun würde.“ – Und er hatte ungefähr das gemeint, was sie dann so oder so geplant hatte.

Der Mann beendete seinen Tag wie jeden Tag.

Der Mann begann einen neuen Tag, wie er es seit vielen Jahren tat.

Der Mann war zufrieden mit dem, was er tat, und er war stolz auf das, was er hatte.

Jetzt breche ich auf, sagte sie sich nach dem Aufwachen. Jetzt breche ich auf und breche alle Brücken hinter mir ab. Jetzt gehe ich daran, mein Recht einzufordern.

Sie hatte nichts in der Hand, keinen Beweis und keine Waffe, mit der sie ihr Recht hätte erzwingen können. Sie hatte nur eine Geschichte, die man ihr als die ganze Wahrheit erzählt hatte.

Sie ging durch die Stadt zu dem Haus. Zwei Stunden dauerte der Gang, auf dem sie sich einen Plan zurechtlegte. Sie wollte läuten an der Tür. Sie wusste, dass nur die Frau im Haus sein würde und das kleine Mädchen vielleicht. Sie würde sagen, dass sie sich verirrt habe, um einen Schluck Wasser würde sie bitten. Und ein wenig ausruhen wolle sie. Sie würde eingelassen werden und sich umsehen. Sie würde dann eine Gelegenheit nutzen. Sie würde schon etwas finden. Es fand sich überall etwas. Wenn sie in die Küche kommen könnte, würde sie ein Messer finden. Das konnte sie der Frau an die Kehle setzen oder besser dem kleinen Mädchen, und damit beide in Schach halten. Sie war stark. Die Frau, kaum älter als sie, hatte recht zierlich ausgesehen, wie sich nach dem Blick durch das erleuchtete Fenster gesehen hatte. Sie würde warten, bis der Mann nach Hause käme. Wahrscheinlich kam der

Sohn zuerst aus der Schule zurück. Bis dahin aber würde sie Zeit gehabt haben, sich etwas zu überlegen. Das Hanfseil, das den Koffer zusammengehalten hatte, hatte sie eingesteckt. Damit konnte sie die Frau und das kleine Mädchen fesseln. Ihre Großmutter hatte sie die festen Knoten gelehrt. Der Junge war noch ein Kind, vielleicht zwölf. Mit ihm würde sie schon auch fertig werden. Dann würde sie den Mann zur Rede stellen.

Als sie die Straße betrat, in der das Haus lag, wurde ihr Plan unsicher. Bei ihr zu Hause war es selbstverständlich, jemandem, der darum bat, Wasser und ein wenig Zeit zum Ausruhen zu geben. Doch hier galt diese einfachste Regel der Gastfreundschaft vielleicht nicht. Marko hatte etwas angedeutet davon, dass die Leute hier voller Misstrauen und Furcht seien. Sie hatten von allem mehr, von allem im Überfluss, so auch von diesem, von Misstrauen und Furcht, denn wer viel besaß, musste ständig Angst haben, dass es ihm genommen wurde. – Aber sie musste es darauf ankommen lassen. Wurde sie nicht eingelassen, war nichts vertan. Sie würde weggehen und sich etwas anderes überlegen. Sie legte sich die Worte in der fremden Sprache zurecht, die sie gelernt hatte für ihren Plan. Sie wiederholte die Worte für sich: Ich habe mich verirrt. Ich habe Durst. Bitte. Ich möchte einen Moment ausruhen.

Als sie, nun im Nachmittagslicht, wiederum vor der Tür stand, stritten neuerlich Kopf und Hand. Wieder siegte der Kopf und brachte die ängstlich zögernde Hand dazu, den Finger auszustrecken und auf den Klingelknopf zu drücken. Alsbald wurde die Tür geöffnet. Die Frau stand da. Zierlich und schön. Sie schaute fragend. Als die Fremde den Mund für ein erstes Wort öffnete, das zögerlich und kaum verständlich hervorstolperte, lächelte die Frau wie erkennend und ließ sie freundlich ein.

Die Frau redete ununterbrochen und unterbrach das Hervorperlen der Wörter nur dann und wann durch ein glockenhelles Lachen. Das kleine Mädchen lief herbei, wurde vorgestellt und heischte nach der gewohnten Bewunderung, die ihr Anblick wohl stets hervorbrachte. Das Mädchen nahm sie unversehens bei der Hand, um sie in ihr Zimmer zu führen, ihr Kinderzimmer, das oben lag unter dem Dach und überquoll vor lauter Spielsachen, Stofftieren und Puppen. Sie blickte zum Fenster, das eingerahmt von rosaroten Vorhängen den Blick auf den tiefblauen Himmel freigab. Die Frau kam nach und führte sie wieder hinunter. Sie zeigte ihr die Küche

und erklärte vieles dabei. Sie verstand das meiste nicht, doch begriff sie allmählich, worum es ging: Die Frau und das Mädchen hatten eine erwartet, eine andere, für die sie sie hielten. Eine, die wie sie ein wenig fremd aussah und sich noch schwer in ihrer Sprache zurecht fand. Eine Haushaltshilfe oder ein Kindermädchen. Eine Dienstbotin.

In ihren Gedanken stritten sich die Meinungen, die bekannte Gestalten annahmen: Die eine Gestalt war die Markos, und deren Stimme klang erobert ob des Umstandes, dass sie in dem Haus, das rechtmäßig ihres sein sollte, wie ein Dienstbote empfangen wurde. Die andere Gestalt war die Adams, und deren Stimme war von einem Lächeln unterlegt. „Du weißt von den Geschichten“, sagte er, „in denen sich alles auf geheimnisvolle Weise fügt.“ – Wieder, wie früher, wie zu Hause, glaubte sie vor allem Adam. Sein Lächeln in ihren Gedanken glitt auf ihr eigenes Gesicht und wendete sich der Frau und dem Mädchen zu.

Sie gab sich nun Mühe, genau zuzuhören, um die Fragen beantworten zu können. Eine Frage ging dahin, wann sie beginnen könne, denn dass sie beginnen würde, war offenbar bereits abgemacht. Eine andere Frage ging dahin, wo sie wohne und wo sie ihr Gepäck habe. Die Antworten liefen darauf hinaus, dass sie ihren Koffer vom Hotel beim Bahnhof abholte und am Abend zum Haus damit zurückkehrte.

Der Mann war da, als sie zum zweiten Mal durch die Tür ins Haus trat. Er begrüßte sie freundlich und besah sich ihre Papiere. Er wechselte einen Blick mit der Frau, sagte aber nichts.

Sie blieb, in ein kleines Zimmer hinter der Küche geführt, das ihres sein sollte. Auch von da aus ging der Blick zu den Mülltonnen. Nur kein Koch war da. An ihn musste sie plötzlich denken, als sie sich in das frisch bezogene Bett legte, das nach Sauberkeit roch. Wie er aus dem Gebäude getreten war und wieder hineingegangen, in seinem fleckigen, weißen Gewand. Sie würde eine wie er werden. Sie sah sich bereits aus der Küche zum Hintereingang hinausgehen, einen Eimer in die Mülltonne entleeren. Vielleicht wollte man auch, dass sie kochte. Sie wusste es nicht. Saubermachen und auf das kleine Mädchen aufpassen, soviel hatte sie verstanden, dass man von ihr verlangte. – „Du weißt von den Geschichten ...“ hörte sie wiederum Adams Stimme in Gedanken. Er hatte viele Geschichten erzählt.

Unglaubliche Geschichten, in denen das Schicksal seltsame Wege führte. Geschichten, in denen das Gute siegte, das Böse seine Strafe fand. Rache, auch berechtigte Rache, spielte kaum eine Rolle in seinen Geschichten, und wenn, dann war jener, der Rache übte, der Böse, der zuletzt seine Strafe fand. Doch sie hatte längst begriffen, dass das bloß Geschichten waren, die mit der Wirklichkeit nichts zu tun hatten. Spätestens als man ihr die *ganze Wahrheit* erzählt hatte, hatte sie es begriffen. Trotzdem waren die Geschichten, die Adam erzählte, tröstlich. In dem Sinne jedenfalls, dass sie über die Zeit des Geduldens hinweghalfen, bis der Plan umsetzbar war.

Der Plan. Ihr wurde bewusst, wie nahe sie am Ziel war. Mitten darin war sie. Nebenan die Küche mit vielen scharfen Messern, die sie in einer Lade gesehen hatte. Sie könnte eines nehmen und ins Zimmer des Mädchens hinaufsteigen, es aus dem Bett zerren und es mit an die Kehle gehaltenem Messer ins Schlafzimmer seiner Eltern führen. Sie könnte, doch sie tat es nicht. Weil es vielleicht eine viel bessere Gelegenheit gab. Eine viel sicherere Gelegenheit. Eine, die sich wie ein Wunder fügte. Dass sie einer Verwechslung wegen hier aufgenommen war, kam bereits einer der wundersamen Begebenheiten aus Adams Geschichten nahe.

Der Mann lebte seine Tage wie bisher.

Er nahm sie kaum zur Kenntnis.

Die Frau ging aus dem Haus. Sie nahm ihre Arbeit wieder auf, weil für die Kleine nun sie da war.

Es gelang ihr immer besser, die Kleine zu verstehen. Sie lernte die Besonderheiten ihrer Stimme kennen. Die Kleine lachte manchmal über ihre Aussprache und korrigierte sie.

In diesen Momenten vergaß sie fast, warum sie hier war. Doch gleich im nächsten Moment wurde es ihr wieder bewusst, stark bewusst, wie ein Schlag. Gerade nach einem Moment selbstvergessener Heiterkeit geschah es oft, dass sie sich zurückhalten musste, ihre Hand nach einem der Messer in der Lade greifen zu lassen. Sie könnte das Kind töten. Genau das wäre doch die allergerechteste Rache für ihn. Doch es wäre bloße Rache und würde ihr nicht zu ihrem Recht verhelfen.

Im Gegenteil würde sie sich damit selbst ins Unrecht befördern. Sie wollte nur, was ihr rechtmäßig zustand.

Sie musste den besten Moment finden und ihn erkennen, den Moment, wo sie ihm gegenübertreten würde und sagen: Ich bin hier. Ich fordere mein Recht ein. Ich fordere, was mir zusteht. Ich sage dir die *ganze Wahrheit!*

Die ganze Wahrheit. Die er kannte. Es schien ihr, er habe vergessen. Marko hatte ihr einmal erzählt, dass er von Leuten gehört habe, die etwas, das sie selbst erlebt hatten, vergaßen, weil es zu schrecklich war, es zur Kenntnis zu nehmen. Sie hatte ihm das natürlich nicht geglaubt, es für eine jener Sachen gehalten, mit denen er sie immer wieder auf den Arm nahm. Etwas, das man selbst erlebt oder getan hatte, konnte doch niemand vergessen. Das ging doch schlicht nicht. Wenn das nämlich möglich wäre, so hätte ihre Großmutter gewiss vergessen, was mit ihrer Tochter geschehen war. Und Adam hätte vergessen. Sodass die beiden ihr nie die ganze Wahrheit hätten erzählen können. Oder sie selbst hätte die ganze Wahrheit vergessen. – Aber vielleicht waren die Leute hier doch anders und konnten das. Sie verhielten sich doch in einigen Belangen recht seltsam.

Sie war bereits drei Wochen hier. Lebte das Leben des Mannes und seiner Familie. Lebte in dem Haus. Ging durch den Garten. Trat durch die Hintertür und leerte den Abfall in die Mülltonne. Schief in dem jede Woche neu bezogenen Bett. Verschwendete Wasser. Lebte mit den anderen mit im Überfluss.

Sprechen. Sie hätte gerne mit jemandem gesprochen. Über den Plan. Marko fehlte ihr. Die Großmutter. Adam. Sie schuf deren Gestalten in Gedanken und versuchte mit ihnen zu reden. Sie antworteten nicht, sie konnte sich nur erinnern an das, was sie früher gesagt hatten.

Es war einmal ein Mann, der in ein fremdes Land reiste. Ein wundervolles Land, in dem die Menschen glücklich und bescheiden lebten. Er bewunderte ihre Lebensweise, die Landschaft mit ihrer Schönheit. – Nein, so ein Mann war das nicht, der bewunderte. Gewiss nicht, er war ein anderer. Er beschaute bloß. Er bediente sich an der Schönheit der Landschaft und an den Menschen, die in ihr

lebten. Er nahm sich einfach, was sich anbot, was da war. Und ging verschwenderisch damit um. Zertrat und entwurzelte, beschmutzte alles mit seinem Griff, seinem Angaffen und seinen Worten. Er meinte, alles wäre nur für ihn gemacht. Er fühlte sich überlegen, weil er mehr wusste, mehr gelernt hatte, mehr Geld besaß. Er meinte, mit seiner Überlegenheit herrschen und anschaffen zu können und mit seinem Geld alles kaufen. Und viele dort in dem Land ließen sich beherrschen und kaufen, weil sie Vorteile witterten und Teilhabe an Wissen und Geld, an der Lebensweise des Fremden. Nur diese eine Frau nicht. Und das war ihm zuwider und ein Gräuel. Dabei war sie die Schönste, die er je gesehen hatte. Vielleicht bildete er sich das auch nur ein, weil er sie nicht haben konnte, sie nicht zu verführen und zu kaufen mochte, sie sich verwehrte. Sie reizte ihn damit und forderte ihn heraus. Sie kränkte seinen Stolz. Er besaß keine Geduld. Er hatte nie gelernt, etwas wachsen und reifen zu lassen, weil er immer alles fertig vorgesetzt bekommen hatte. Ihm, dem weit Überlegenem, durfte sich niemand widersetzen, der in seiner Vorstellung weit unter ihm stand. Das konnte er niemals zulassen. So griff er zu und nahm sich mit Gewalt, worauf er glaubte Anspruch zu haben, allein weil er das für sein Recht hielt. – Waren das Adams Worte gewesen? Es hätte die Geschichte sein können, die er erzählt haben könnte.

Doch er sprach anders:

Du bist nun alt genug, um zu erfahren, wer dein Vater ist und warum deine Mutter tot ist.

Adam hatte es übernommen, ihr als erster die *ganze Wahrheit* zu sagen.

Er hatte die Geschichte nicht von vorne angefangen, hatte nicht mit der Gruppe Studenten aus der Ferne begonnen, die das Land bereisten, ständig betrunken herumtorkelten und herumbrüllten, mit Geld um sich warfen, über die Einfachheit der Verhältnisse spotteten und überall ihren Abfall hinterließen. Adam hatte anfangs gesagt: Der Mann, der dein Vater ist, hat deine Mutter vergewaltigt. Nicht allein das, auch beinahe zu Tode geprügelt, als sie sich wehrte. Gleich darauf ist er verschwunden.

Dass Adam mit ihrer Mutter verlobt gewesen war, hatte sie dann von ihrer Großmutter erfahren. Er habe sie auch danach noch zur Frau nehmen wollen, doch sie habe sich geweigert, sich nicht mehr fähig dazu gefühlt. Der Fremde hatte sie nicht nur verprügelt, berichtete die Großmutter weiter, er hatte mit einem Messer ihr Gesicht zerschnitten, auch ein Auge habe sie verloren. Eigentlich sei es ein

Wunder, dass das Kind zur Welt gekommen war. Bald darauf war die Mutter im Fluss ertrunken.

Sie lebte mit den Leuten hier. Sah zu, wie die Kinder aufwuchsen inmitten von Überfluss und Verschwendung. Ohne Geduld, alles selbstverständlich nehmend, als hätten sie dazu ein Recht.

Manchmal meinte sie, einem Irrtum zu unterliegen. Der Mann war zwar selbstgerecht und stolz, doch er war freundlich, höflich, zuvorkommend. Fern jeder Gewalt. Aber nur, weil er alles hatte, was er wollte. Weil sich ihm nichts und niemand widersetzte. Es war kein Irrtum. Sie durfte sich nicht von der Fassade täuschen lassen. Er war es. Sie hatten ihn ausfindig gemacht. Marko hatte gesagt, ein Hautschüppchen, ein Bisschen Speichel wäre ausreichend, um beweisen zu können, dass er ihr Vater war. Vielleicht würde dieser Beweis nötig sein.

Sie wollte noch Zeit. Wollte sich noch besser in der fremden Sprache zurechtfinden, bevor sie ihn konfrontierte. Bevor sie ihm sagte, wer sie war.

Sie legte sich die Sätze zurecht. Zuerst in ihrer eigenen Sprache. Sie wollte ihn fragen, ob er nicht vor dreißig Jahren in ihrem Land gewesen sei. Was er da gemacht habe. Dann wollte sie von einer Frau erzählen, die tot war. Und von einem Kind, das jetzt vor ihm stand. Und sein Recht einforderte. Seine Rache.

Vielleicht sollte sie ihn provozieren, indem sie ihm nahm, worauf er stolz war. Dann würde sich sein wahres Gesicht zeigen, das er damals gezeigt hatte. Und dann könnte sie ihn konfrontieren. Denn diesen höflichen Menschen zu konfrontieren, scheute sie sich in Wahrheit. Adam hatte davon erzählt, dass die Bande dieser Fremden damals ständig betrunken gewesen wäre. Er hatte ihr erklärt, dass der Alkohol ein Wundermittel sei, das tiefere Schichten frei legte, das hervorbrachte, was in einem Menschen ansonsten verborgen lag. Das mochte manchmal etwas Wunderschönes sein, manchmal – und meistens, wie Adam anmerkte – aber war es etwas Grausames, denn in den meisten Menschen steckte etwas davon und gerade dieses suchten sie zu verbergen. Betrunken hatte sie den Mann nie gesehen, obwohl er zum Abendessen immer Wein trank. Doch nie zuviel, zwei, drei Gläser nur.

An einem Tag, einem Samstag, beobachtete sie den Mann, wie er sein Auto wusch. Mit einem Schlauch, der an der Trinkwasserleitung angeschlossen war. Mit Hingabe, geradezu liebevoll, führte er die Tätigkeit aus.

Im ihrem Dorf gab es ein Auto. Marko fuhr öfter damit, und er hatte ihr auch das Fahren beigebracht. Am Nachmittag, der Mann besuchte mit seinem Sohn ein Fußballspiel, die Frau besuchte mit der Kleinen ihre Schwester, fuhr sie mit dem Auto weg. Hinaus aus der Stadt, eine Landstraße entlang. Bei einer Busstation mitten in der Landschaft bog sie in einen Waldweg ein, fuhr ein Stück und ließ das Auto hinter einem Gebüsch stehen. Sie schaute sich um in dem Wald und fand eine Hütte, instand aber verlassen. Sie erinnerte sie an das Haus der Großmutter zu Hause. Die Tür war verschlossen, doch unter einem Hackstock, den sie zufällig umstieß, fand sie den Schlüssel. Sie ging den Weg zurück und fuhr mit dem Bus in die Stadt. Als der Mann zurückkehrte, arbeitete sie bereits wieder in der Küche.

Erst am nächsten Tag fiel ihm auf, dass das Auto fehlte. Er hatte gedacht, es nach dem Waschen in die Garage zurückgestellt zu haben. Die Garage war verschlossen. Kein Auto war darin. Er erinnerte sich, dass er das Auto nach dem Waschen doch nicht in die Garage gestellt hatte und meldete den Verlust als Diebstahl. Es gab noch ein zweites Auto, das der Frau. Mit dem fuhr er am Montag zu seiner Arbeit. Er begann damit eine neue Woche, wie er es seit vielen Jahren tat. Der Mann war zufrieden und rechtschaffen. Andere waren Diebe. Sein Auto würde wieder gefunden werden. Wenn nicht, konnte er sich leicht ein neues anschaffen.

Übernächste Woche hatte die Kleine Geburtstag. Ihren sechsten. Im Herbst würde sie in die Schule kommen. Sie freute sich darauf. Vor allem freute sie sich auf den Geburtstag, die Torte und die Geschenke. Am nächsten Tag, als die Eltern der Kleinen zu ihrer Arbeit gefahren waren und der Bruder in die Schule, schlug sie der Kleinen einen Ausflug vor. Sie fuhren mit dem Bus zur Station beim Waldweg. Sie spazierten in den Wald bis zu der Hütte. Sie schloss die Hütte auf mit dem Schlüssel unter dem Hackstock. Das Mädchen war bezaubert. Sie machten Picknick vor der Hütte. In den Himbeersaft hatte sie ein paar Tropfen eines der Gebräue der Großmutter getan, die für allerlei Zwecke nützten und die die Großmutter ihr mitgegeben hatte. Die Kleine wurde müde und sie führte sie in die Hütte zum Schlafen. Dann sperrte sie zu.

Als der Mann und die Frau zurückkehrten, war die Kleine nicht da. Sie fragten nach ihr, und sie gab Antwort, dass die Kleine nicht da sei. Genauere Fragen scheiterten an Sprachbarrieren. Die Polizei vermutete eine Entführung und wartete auf die Lösegeldforderung. Es kam keine. Nur am nächsten Tag, nachdem das neue Kindermädchen spurlos verschwunden war, lag ein Brief für den Mann vor der Tür, in fremder Sprache. Die Übersetzung lautete:

„Mein Name spielt keine Rolle. Ich stamme aus einem Land, das du in deiner Jugend bereist hast. Unheil ist durch dich geschehen, für das du, niemand anders als du, Verantwortung trägst. Du hast Leben zerstört. Menschen zerstört, die Natur zerstört, mit deinem Geschrei und Getrappel, mit deiner Gier und deinem Übermut. Mit deiner Dummheit. Trotzdem hast du ein Leben hinterlassen, von dem du nichts ahntest. Es holte dich ein. Es stand vor dir. Ich stand vor dir, bereit zur Rache. Doch du warst zu erbärmlich, um selbst der Rache würdig zu sein. Du wärst in deiner Selbstgefälligkeit niemals in der Lage, zu verstehen. – Das Leben, das du führst, ist eines Menschen nicht würdig. Es ist das Leben eines Parasiten, das Leben einer Kreatur, die sich auf Kosten anderer ernährt. Als deiner Tochter stünde mir das Leben nach deiner Art zu, doch mir graut davor. Ich kehre dorthin zurück, woher ich gekommen bin. Früher oder später werdet ihr mein Land vollkommen zerstören. Doch denke daran: Wenn das Wesen stirbt, auf dessen Kosten der Parasit lebt, dann krepitiert auch der Parasit.

Deine zweite Tochter ist in Sicherheit. Ich habe sie gut versorgt. Sie sieht ihr Fortsein von zu Hause als Abenteuer. Zerstöre ihr diesen Traum nicht. Beigelegt findest du eine Wegbeschreibung, wo du sie finden kannst. Dein Auto findest du ganz in der Nähe.“

20.2.2016